

Alexandra Hinz

Wie geht es dir/mir?

Die erste Woche

Wie geht es mir? Etwa jetzt, in diesem Augenblick? – Ich weiß es nicht so genau!

Ein wenig verunsichert bin ich schon die ganze Woche. Ich habe mein Studienfach gewechselt und weiß nicht so genau, welche Rolle mir in dem ganzen Spiel zugedacht sein wird? Bin ich ein „alter Hase“, was das Studieren angeht, oder wird das kommende Semester totales Neuland werden ...? Fragen – Fragen – Fragen, die mich beschäftigen.

Gestern bin ich nicht in ein Hauptseminar gekommen, da so viele Kommilitonen vor der Tür standen, dass der Dozent nach zwei Minuten abgebrochen und den Kurs vertagt hat. Wird das jetzt ständig passieren? Ich habe mich doch nicht anmelden können in den Semesterferien, ich hatte doch nicht damit gerechnet, dass ich diese verdammte Zwischenprüfung nicht bestehen würde. „Aller guten Dinge sind drei“ heißt es doch. Ja, ja, mal wieder zu unüberlegt gehandelt und erst gar nicht über die Eventualitäten und Konsequenzen nachgedacht – typisch Alex.

Jetzt besuche ich „zwangsläufig“ alle Seminare, bei denen keine Voranmeldungen nötig waren. Ich frage mich, ob die Kurse auch so zusammenpassen, dass ich meine Examensprüfungen nach diesem Semester machen kann. Aber was ist, wenn die Kurse mir nicht gefallen? Ich habe keine Wahl. Wahllos zu sein erscheint mir doch sehr verquer und auch unfair, denn gerade an der Uni kann man doch im Gegensatz zur Schule frei wählen. Ich anscheinend nicht (mehr).

Der Sturm

Das Wochenende war so schön, nette Freunde aus dem Urlaub im Saarland besucht, und jetzt das. Der Zugführer hatte mit der kleinen Bemerkung „Da braut sich etwas zusammen“ das große Dilemma angekündigt. Bewusst oder unbewusst, das spielt jetzt keine Rolle mehr. Wir sitzen fest, irgendwo im Niemandsland zwischen Bonn und Köln. Der Notstrom läuft, das Bordbistro ist vollkommen geplündert und auf die Toilette soll man auch nicht gehen. Super – nun ist es mittlerweile drei Stunden her, und das Technische Hilfswerk fängt an die 15000-Volt-Hochspannungsleitung, die neben dem Zug liegt, zu entfernen. Ob die uns wohl die Wahrheit sagen,

dass wir im Zug sicher sind? Aber was wird geschehen, wenn es zu lange dauert sie zu entfernen? Unsere Informationen über das Ausmaß des Sturmes bekommen wir über ein Transistorradio, das ein Reisender zufällig dabei hat. Meine Schwester und ein anderer Passagier gehen abwechselnd ins nächst gelegene Abteil um den Wagon mit Neuigkeiten zu versorgen. Seien es die Fußballergebnisse oder die Anzahl der Einsätze der Feuerwehr in NRW. Neugierig lauschen alle den Berichten aus dem anderen Wagon. Jeder fühlt sich von der Außenwelt abgeschnitten und hilflos.

Müssen wir die ganze Nacht im Zug verbringen? Ich will nach Hause, ich habe keine Lust mehr, mein Hinterteil tut mir vom Sitzen weh. Außerdem muss ich für morgen noch Textauszüge aus Goethes *Dichtung und Wahrheit* lesen, denn ich besuche in diesem Semester ein Proseminar zu diesem Thema. Ich denke, es würde nicht gerade einen guten Eindruck hinterlassen, wenn ich schon die ersten zwei Bücher nicht gelesen hätte. Aber vielleicht schaffe ich es auch nicht, bis dahin wieder zu Hause zu sein? Da der Zug nur nach Gelsenkirchen oder Essen fährt, frage ich mich, wie ich dann nach Bochum kommen soll? Mittlerweile ist es schon fast Mitternacht, die U-Bahnen fahren nicht mehr. Die Augen fallen mir zu und auf die Toilette muss ich auch. Große Neuigkeiten – das THW baut eine Brücke um uns aus dem Zug zu evakuieren, super, dann gibt es endlich eine Gulaschsuppe in der Turnhalle, die vorsorglich für uns Reisende hergerichtet wurde. Eine Nacht auf Feldbetten in einer Turnhalle habe ich noch nie verbracht, und eigentlich habe ich auch kein Verlangen danach. Anscheinend gibt es noch eine weitere Lösung. Der Zug wird nach Köln von einer Diesellok geschoben. Das klingt doch schon ganz gut. Mann – bin ich froh, wenn ich wieder zuhause bin. Durch die ganze Aufregung habe ich mich nicht konzentrieren können und das zweite Buch des Goethe-Werkes werde ich wohl später lesen müssen.

Schwesterherz, oh mein ...

Goethe hatte eine Schwester, und ich habe auch eine. Wie auch Goethe verbindet mich sehr viel mit meiner Schwester, doch es ist mehr als nur der Grund, dass wir dieselben Eltern haben – ich nenne es den Fluch. Meine Cornelia heißt Patricia und ist meine jüngere Schwester, sie ist freundlich im Umgang mit anderen Menschen und ist in meinen Augen sehr gebildet, denn sie hat an der Uni ihr Graecum und Hebraicum gemacht, und für diese Leistung bewundere ich sie sehr. Der eigentliche Grund ist jedoch besagter Fluch.

Während der ersten Zeit meines Umzuges vom Studentenwohnheim in eine schöne Wohnung an der Bochumer Grenze zu Wattenscheid, fuhr ich oft mit der U-Bahn. Es waren noch Semesterferien, und an den Bahnsteigen wimmelte es am Hauptbahnhof noch nicht von Studierenden, also setzte ich mich tapfer auf eine Bank, als ich schon aus dem Augenwinkel ein Mädels auf mich zukommen sah. Eigentlich dachte ich mir nichts dabei, doch die Fröhlichkeit im Gesicht des Mädels und dessen Zielstrebigkeit ließen mich aufblicken. Ein freundliches „Hallo“ wurde von der Frage „Wir haben doch einen Bio-Kurs zusammen?“ komplettiert. Da war er – der Fluch. Manchmal glaube ich, es ist eine Strafe Gottes, aber in Wahrheit ist es nur eine Laune der Natur, denn meine um vier Minuten jüngere Schwester sieht mir zum Verwechseln ähnlich. Wie das schöne Sprichwort es sagt: „Wie ein Ei dem anderen“.

Jetzt fragt sicherlich jeder: „Aber warum seid Ihr beide an derselben Uni?“. Diese Frage kann ich beantworten, auch dies ist ein Zufall, denn schon lange bevor meine Schwester die Zuordnung für das Studienfach Biologie in Bochum bekam, ein Fach, das sie gar nicht mehr studiert, hatte ich mich in Bochum bereits immatrikuliert.

Dieser Fluch begleitet mich durch mein Leben. Also, ich bin nicht unhöflich, aber sollte „ich“ mal auf dem Campus nicht grüßen, seid nicht so unfair und denkt, ich mag Euch nicht oder ich kenne Euch ganz plötzlich nicht mehr, denn es kann sein, dass ich nicht ich bin.

WS 2002/2003

Nun sind es bereits drei Monate, in denen ich meine neuen Kurse besuche und in denen ich versuche eine Literaturwissenschaftlerin zu sein, was mir in der Tat nicht immer gut gelingen mag. Schon seit längerer Zeit überlege ich, wie es mir nun geht, und vor allem, was sich vielleicht auch in meinem Wesen verändert hat. Keinesfalls kann ich es jetzt schon definieren, aber eines ist klar, ich gehe gelassener an die letzten Wochen heran. Bin ich anfangs noch ganz panisch und mit einer großen Unsicherheit in die einzelnen Veranstaltungen gegangen, ist das nun fast, aber auch wirklich nur fast, zur Routine geworden. Anstatt einen scheuen Blick in den Seminarraum zu werfen, in der leisen Hoffnung ein kurzes Lächeln eines bekannten Gesichtes zu erhaschen – was natürlich nicht geschehen konnte, da ich ganz alleine auf dieser Welt zu sein schien –, betrete ich nun mit sicherem Gang den Raum, mit dem konsequenten Blick in die Richtung, von der man mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit davon ausgehen kann eine vertraute Person zu erblicken. Ja, die Sicherheit und vor allem der Spaß sind zurückgekehrt. Das neue

Studienfach hat einen eigenen Sinn im Schema meines Denkens erhalten. Sei es noch so kurz und kompakt, es wird sich auf mein späteres Wissen auswirken, so viele neue und interessante Dinge habe ich erfahren, von denen ich nicht gedacht hätte, sie in der Literaturwissenschaft zu finden.

Doch leider ist nicht alles Gold, was glänzt. Gerade eben noch habe ich gedacht, es sei vorbei, und nun der Schock. – Mit meinem Radiowecker lasse ich mich wecken, denn ich bevorzuge die etwas lautere Musik. Sie lässt mich nicht mit Herzrasen aus meinen Träumen aufschrecken, wie durch das immer lauter werdende, monotone Hupen eines nervtötenden Weckers. Dank meinen Eltern, die mir den Radiowecker vermacht haben, danke! Nun, leider ertönt auch manchmal die Nachrichtensprecherin oder der Nachrichtensprecher, je nachdem wer Dienst hat. Ich dachte zuerst, ich hätte nicht richtig gehört: „Der Landtag hat entschieden, auch in Bochum werden die Studienkonten für das Sommersemester 2004 – rückwirkend – eingerichtet“. Nein, ich hatte mich nicht verhört. Wie liebend gerne wäre ich unter meine Bettdecke gekrochen und im stillen Selbstmitleid versunken. Bis 2004 fertig zu werden ist zwar nicht unrealistisch, doch es grenzt an ein Wunder, denn nur mit Glück und dem richtigen Timing ist es zu schaffen. Ich frage mich nur, ob es nicht zu verhindern gewesen wäre. Noch vor Monaten, zu Beginn des Semesters, gab es große Kundgebungen und Vollversammlungen, doch im Januar habe ich nichts davon mitbekommen. War die Resignation doch stärker als der Kampfgeist?

Bilder zu besitzen, die das Gegenteil beweisen, darauf war ich stolz. 1997, in meinem ersten Semester an der Ruhr-Uni, da wehte noch ein anderer Wind, und eine andere Person, als die, die ich heute bin, machte sich an die Sache der Bekämpfung der Studiengebühren. Mit großem Elan malte ich an großen und noch größeren Plakaten, die morgens früh um 6 Uhr an der Unibrücke aufgehängt wurden. Danach wurden die Gebäude besetzt, und ein hartes Durchgreifen als Streikposten war erwünscht. Es war ein erhebendes Gefühl dabei gewesen zu sein und die Gewissheit zu haben, es den Politikern gezeigt zu haben. Eines Nachmittags, als es draußen regnete und kalt war, lud die Fachschaft der Theater-, Film- und Fernsehwissenschaften zu einem Glühweinumtrunk in ihren Räumlichkeiten ein. Diese abgedrehten Jungs mit ihrer sonderbaren Kleidung hatten eine spontane Demo, d.h. einen Marsch zur A40 und deren Besetzung, angeleiert. Nun saßen wir wie gebannt vor dem, extra für diesen Augenblick herbeigeschafften, Fernsehgerät und schauten die 15Uhr-Nachrichten der ARD. Und tatsächlich, es passierte das für unmöglich Gehaltene, es kam die Meldung, dass Tausende von Studenten die Autobahn blockieren und die Polizei versuche, die Sicherheit der Lage wieder herzustellen. In diesem Moment

brach Jubel aus. Dieses ist aber nur die gute Seite des Streiks, denn die Konsequenzen sehe bzw. merke ich erst jetzt, fünf Jahre später. Denn hätte ich die ersten Anzeichen ernst genommen, hätte ich mich nicht zu lange mit dem Kampf um diese eine Zwischenprüfung beschäftigt und wäre wohl schon lange nicht mehr an der Uni und müsste somit auch keine Gebühren zahlen!

Freunde fürs Leben – Freunde auf Zeit

Es war eine gute Entscheidung in eine andere Stadt zu ziehen, wo einen keiner kennt. Auch wenn es sich eher nach Einsamkeit anhört, ist es schon besser, wenn man niemanden kennt, denn Menschen, denen man neu begegnet, haben gegenüber einem keine Vorbehalte und sind offen. Du wirst in keine Schublade gepresst, die Du sonst wie fast selbstverständlich ausgefüllt hast. Ich spreche von der Schublade des Strebers, Klassenclowns und wie sie alle heißen. Welche Schublade hast Du ausgefüllt? Ich glaube, dass die Schublade, die ich wohl am meisten in meinem Leben ausgefüllt habe, neben der der Sensiblen, Stillen oder Schüchternen, die Schublade „Zwillinge“ ist. Wie man schon aus der Bezeichnung entnimmt, hatte ich nicht einmal das Privileg eine eigene Schublade zu besitzen, geschweige denn eine eigene Persönlichkeit. Dass mich aber auch sogenannte Freunde so nannten, während wir nicht anwesend waren, hat mich sehr verletzt. Seit dieser Zeit vermeide ich es, das Wort WIR zu benutzen, selbst wenn meine Schwester und ich zusammen unterwegs sind. Zwar wundern sich alle, dass ich dann auch von meinen Eltern spreche und nicht von unseren Eltern, und dass ich zu ihnen fahre, und nicht wir. Ich sage es ja ungern, aber ich denke, ich habe dadurch schon eine Macke. – Aber davon wollte ich gar nicht erzählen, und ich denke auch nicht, dass ich es gut fände, wenn Du mich nach Beendigung der Lektüre als eine im Selbstmitleid zerfließende „Ich-weiß-nicht-was“ in Erinnerung behalten wirst.

Zurück zu meinem eigentlichen Thema: Freunde. Wäre ich nicht umgezogen, hätte ich nicht so gute Freunde gefunden, und im Grunde bereue ich es auch nicht, dass ich mein Studienfach wechseln musste, denn sonst wäre ich ganz besonderen Menschen nicht begegnet.

Denn schon in der ersten Woche an der Uni, im EOWC-Kurs des Englischen Seminars, das ausgeschrieben „Exercise in Oral and Written Communication“ bedeutet, habe ich Freunde gefunden, die mir bis heute geblieben sind. Es ist merkwürdig, wie motiviert und gut gelaunt alle waren, jeder schien sich darüber zu freuen endlich die Schulzeit hinter sich gelassen zu haben und nun etwas Größeres, Wichtigeres zu machen. Genauso gut gelaunt lernte man schnell seine

Banknachbarn kennen. Das war in jedem Kurs so, zumal in den Erstsemesterkursen auch eine Vorstellungsrunde üblich ist. Im EOWC-Kurs geschah das natürlich in Englisch, was die Vorstellungsrunde auch rechtfertigte. Jeder nannte seinen Namen und woher er kam und was er bzw. sie studierte. „Ich heiße Alexandra, komme aus Baden-Württemberg und studiere Germanistische Linguistik, Pädagogik und Anglistik im M.A.-Reformmodell“ (in Anglistik habe ich selbstverständlich Englisch gesprochen und das mit einem starken „Northern“ Akzent). Dieser Satz brannte sich in mein Gehirn, so dass ich ihn im Schlaf hätte sagen können. Ich weiß nicht genau, wie oft ich ihn habe wiederholen müssen, denn zu meinen ganzen Pflichtveranstaltungen kamen noch die unzähligen obligatorischen, begleitenden Tutorien dazu, die man anfangs konsequent vor mir verheimlichte. Aber ich schweife wieder einmal vom Thema ab. Okay, ich gebe zu, es liegt in meiner Natur etwas vom Thema abzuschweifen, aber nur, da es so viele andere Ereignisse aus meinem Leben gibt, die sich prima hier hätten berichten lassen.

Nun kann ich sagen, dass von diesen Freunden natürlich nicht alle geblieben sind. Einige sind als Bekannte geblieben, andere ganz aus meinem Leben verschwunden. Das mag daran liegen, dass diese Personen die Uni gewechselt haben oder doch gemerkt haben, dass das Studieren nicht zu ihrem Leben dazugehört oder, was mich am meisten traurig stimmt, dass sie die Uni bereits verlassen haben und zwar nach einem beendeten Studium. Es hört sich jetzt vielleicht doof an, aber guten Freunden kann man glücklicherweise seinen ganzen Seelenmüll anvertrauen, so wie ich meiner Freundin, die ich seit dem zweiten Uni-Tag, seit Oktober 1997, kenne. Ich schrieb:

Hallo Sandra,

Wie ich von Patty hörte, hast Du schon wieder richtig viel zu tun an der Uni. Wie waren Deine letzten Wochen in Köln?? Schade, dass ich es nicht geschafft habe Dich dort zu besuchen :-(. Aber ich hatte absolute keine Nerven dafür ... Mittlerweile bin ich ganz zufrieden mit dem neuen Fach, und wie es aussieht, werde ich mich dann tatsächlich im April zur letzten Prüfung anmelden können. Der Studienberater von NDL hatte jedenfalls keine Einwände :-). Trotzdem bin ich erst einmal vorsichtig mit solchen Aussagen, denn man weiß ja nie. Ich wurde auch ins 3. Semester – auf eigenen Wunsch, ich hätte auch ins 4. gekonnt! – eingestuft und habe mich Anfang dieser Woche umgeschrieben ... kein Anglistik mehr ... Nun werde ich abwarten, was die Leutchen vom K-Büro sagen, denn ich habe so in Erinnerung, dass man als Nicht-Anglist irgend so eine Zusatzquali braucht??? Ich hoffe nicht, dass mir das noch aufgedrückt wird. Obwohl, nichts ist so beängstigend wie mein NDL-Hauptseminar, in dem ich ständig das Gefühl habe, ich hätte zusätzlich noch Philosophie und Soziologie studieren müssen um dem Dozenten tatsächlich folgen zu können ... und ich habe mir vorgenommen bei ihm Prüfung zu machen, denn ansonsten kenne ich keine prüfungsberechtigte Person. Mal sehen, ich habe ja noch ein wenig Zeit.

Sag mal, wann bist Du an der Uni? Vielleicht können wir uns mal treffen oder vielleicht hast Du auch schon was von den nächsten Partys gehört? Ich denke, die Sportlerparty müsste demnächst sein *grins*. Heute mache ich mir mal wieder – seit langem – einen ruhigen Abend mit "Wetten dass?". Ist auch mal wieder nötig. Wenn wir uns treffen, können wir über alles quatschen, was in letzter Zeit so passiert ist,
mach's gut
viele liebe Grüße, Alex

Solche Briefe sind nicht üblich, denn wer interessiert sich schon tatsächlich genau, wie es einem geht, doch nur echte Freunde oder Familienmitglieder. Letztere manchmal wohl eher aus einem Pflichtgefühl heraus, denn wenn man zu einer Familie gehört, muss man Interesse am anderen zeigen – notfalls heucheln. Doch die Uni steht nicht zwangsläufig im Mittelpunkt unserer Freundschaft, nein, es sind – glücklicherweise – auch die Partys und das Leben außerhalb der Uni, die einen verbinden. Denn es gibt Freunde, die man nur an der Uni hat, und es gibt Freunde, die man an der Uni kennen gelernt hat, mit denen man sich auch außerhalb der Uni trifft. Selbstverständlich gibt es auch noch die sogenannten Semesterfreunde – es tut mir leid, dass ich Euch vergessen habe. Semesterfreunde sind Menschen, mit denen man nur ein Seminar während eines Semesters zusammen besucht. Meist ergibt es sich spontan, dass man zufällig nebeneinander sitzt, und da wir alle Gewohnheitstiere sind, trifft man sich in der darauffolgenden Woche an gleicher Stelle wieder. Gibt es eigentlich ein stilles Gesetz, dass sich alle an den gleichen Platz setzen? Okay, diese Theorie bestätigt sich nicht in Seminaren, in denen der Kampf um einen Platz am Tisch im Vordergrund steht, aber trotzdem habe ich diese Beobachtung oft gemacht. Liegt das vielleicht noch an der Schule? Dort gibt es die Sitzplatzordnung doch nur, da die Lehrer meist nicht in der Lage sind, sich die Gesichter der Schüler zu merken, und deshalb lieber Sitzpläne auswendig lernen. Ist das so drin in uns Studierenden?

Sprechstunden, Hausarbeiten und andere Qualifikationen

Schon im ersten Semester bekommt man von seinen älteren Kommilitonen, Tutoren oder Dozenten zu hören, dass es sehr wichtig sei, so viele Zusatzqualifikationen wie möglich zu erwerben, damit man bessere Einstellungschancen hat. Da ich nun im M.A.-Reformmodell studiere, musste ich laut Studienordnung vier EDV-Kurse und einen Sprachnachweis in einer modernen Fremdsprache erbringen sowie ein sechswöchiges Praktikum. Problematisch wurde schon das Absolvieren der EDV-Kurse. Als ich mich für das Reformmodell-Studium entschied, wurde ich

bei der Stundenplangestaltung von einem netten Mann, der auch ein Wolfgang-Petry-Imitator hätte gewesen sein können, unterstützt. Zwar wies er mich freundlich darauf hin, dass, wenn ich meinen Italienisch-Kurs haben wolle, ich mich cirka drei Stunden zuvor (das hieß so gegen sechs Uhr morgens) anstellen müsse. Allerdings vergaß er, mich in die Listen der EDV-Kurse einzutragen, was zur Folge hatte, dass ich meinen Stundenplan vier Wochen später wieder umstellen konnte, da ich durch Zufall noch einen Platz von einem, der abgesprungen war, bekommen hatte. Als ich morgens um sechs dann den Flur für die Anmeldung zum Italienisch-Kurs erreichte, war ich entsetzt, denn ich konnte fast nicht die Gangtür öffnen, da schon so viele vor mir eingetroffen zu sein schienen. Ich war tatsächlich eine von 50 Studierenden, die bereits drei Stunden vor Beginn der Anmeldung einen Platz im Gang hatten. Viele, die später eintrafen, machten kehrt oder zwängten sich noch zwischen die Sitzenden. Da niemand genau wusste, wie die Anmeldung vor sich ging, waren alle schockiert, als eine Mitarbeiterin die Regeln erklärte. Ein Raum wird in den nächsten fünf Minuten geöffnet, auf einem Tisch liegen die Zettel aus, auf denen man sich eintragen kann. Es war einfach furchtbar. So wie im Schlussverkauf wurden die Türen geöffnet und alle stürmten in den Raum hinein. Wer keinen eigenen Stift hatte und nicht mutig genug war seine Ellbogen zu benutzen, hatte schon verloren. Gut ausgerüstet, wie ich bin, habe ich immer einen Stift in der Tasche, und meinen Kurs habe ich auch sofort bekommen. – Dank meiner Ellbogen!

Erst in der vergangenen Woche habe ich mir die Termine von den Feriensprechstunden abgeschrieben. Ich muss noch einige abklappern, denn ich muss fragen, ob Herr W. mein Prüfer für meine letzte B.A.-Prüfung sein kann. Außerdem muss ich meine letzte Hausarbeit absprechen, damit ich endlich meinen Magister machen kann. Ein tolles Gefühl zu wissen, dass ich im April scheinfrei und auch stundenfrei bin. Allerdings macht mir die Sprechstunde bei Herrn W. Sorgen, denn ich kann ihn nicht einschätzen, geschweige denn, ob ich überhaupt mit ihm kann. Das klingt merkwürdig, aber es gibt Dozenten, bei denen weiß man sofort, ob man auf einer Wellenlänge ist oder eben nicht. Herr W. ist eine Art Mittelding, was das Ganze so schwierig macht. Ich frage mich, ob die Sprechstunde so wird, wie bei Herrn M., wobei ich ihm ganz entspannt gegenüber sitze, wir beide, meist gleichzeitig, unsere Ideen ausplaudern, und ich dann ein energisches, aber freundliches: „Frau Hinz, lassen Sie mich aussprechen, ich bin noch nicht fertig“ zu hören bekomme – was immer dann passiert, wenn Herr M. Luft holt und ich die Gelegenheit zum Sprechen etwas voreilig nutze – oder wird es so sein, dass ich etwas angespannt, mit übereinandergeschlagenen Beinen, womöglich noch mit feuchten Händen, erst einmal abwartend,

was mir gesagt wird, meinen Mund nicht aufkriege und ich nach Beendigung des Gespräches das Gefühl bekomme, missverstanden worden zu sein?

Sprechstunden sind nicht einfach und ganz besonders dann nicht, wenn unklar ist, ob man bereits eine gemeinsame Basis mit dem dementsprechenden Dozenten gefunden hat. Das Dumme ist nur, dass von solchen Gesprächen oftmals auch die Hausarbeiten betroffen sind, da man ja Themen und inhaltliche Aspekte bespricht. Eigentlich weiß man nach einer Sprechstunde ziemlich gut, wie die Hausarbeit ausfallen wird, nur in den seltensten Fällen bin ich überrascht worden ... Da sage ich nur „kommt Zeit, kommt Rat“, wie es so schön im Volksmund heißt, und ich bin gespannt, welche Art von Sprechstunden mich in Zukunft noch erwarten werden. Doch die erste Hürde ist und bleibt immer noch die Begrüßung. Kommt mir der Dozent zur Tür entgegen, gebe ich ihm, oder ihr, die Hand. Manchmal bemerke ich ein leichtes Zögern und frage mich, ob ich etwas falsch gemacht habe. Bislang habe ich zum Glück noch nicht die peinliche Erfahrung gemacht, dass mir die Hand des Gegenübers verwehrt wurde, aber davor habe ich Angst. Sitzt der Dozent an seinem Schreibtisch, ist es etwas komplizierter. Weiß ich schon aus vorangegangenen Begegnungen, dass er oder sie ein Händeschüttler ist, komme ich näher heran und gebe meine Hand zur Begrüßung, aber ansonsten vermeide ich es, denn ich möchte weder mich noch die andere Person in eine peinliche Situation hineinmanövrieren. Ich mache das eigentlich ganz gerne, denn ich habe das Gefühl, dass das Händegeben eine vertrautere Atmosphäre schafft und ich besser in Erinnerung bleibe.

Mein bester Freund

Zwar habe ich schon über Freunde gesprochen, aber noch nicht von meinem besten Freund. Anfangs, zu Beginn meines so erfolgreich scheinenden Studiums musste ich mir einen kaufen – einen Computer. Ja, Ihr habt richtig gehört, mein bester Freund ist der Computer, und ich weiß, dass es noch schockierender ist zu hören, dass ich vor meinem Studienbeginn keinen hatte und demzufolge die Schulzeit ohne verbracht habe. Ich gehöre zu den Menschen, die immer und immer wieder mit einer sehr glaubhaften und bestimmten Haltung ihre Meinung zur Technik vertreten, und so stand ich immer dazu, dass ich einen Computer nicht benötigen würde. Ich hatte einen EDV-Kurs von der 11.1 bis 12.2, den man im Fall eines Unterkurses in der 13. Klasse wiederholen musste, was ich dank einer ausgeklügelten Technik des Abschreibens vermeiden konnte. Diese Erfahrung bestätigte, dass ich keinesfalls meine Freizeit damit verbringen

werde, DOS-Programme auf dem Rechner zu schreiben, die dank meiner absoluten Unfähigkeit nicht einmal funktionierten. Tja, aber da eine Schreibmaschine unpraktisch ist, musste ich fürs Studium einen haben. Mein erster war – wie bezeichnet man eigentlich einen alten, 100 DM kostenden, abgenutzten Rechner doch gleich? – ein Schätzchen. Ja, das war er wirklich! Da er aus einer Firma kam, und er dort nicht wirklich gut behandelt wurde, hatte er auch so seine Macken. Ich bekam eine Boot-Diskette mit, die ich benutzen sollte, falls der Rechner mal nicht richtig startete. Mir wurde versichert, dass es so gut wie nie geschehen würde, es aber eine Sicherheit für mich sei. Die Realität hingegen sah anders aus, die Boot-Diskette verließ nämlich niemals das Laufwerk, und ich konnte drei Kreuze in meinen Kalender machen, wenn er sie nicht brauchte. Das war mein erster Rechner. Mein zweiter – ich darf jetzt nichts Böses sagen, denn ich benutze ihn gerade – war seinerzeit das Neueste, was es gab, und hat mir schon bei den einen oder anderen Hausarbeiten und der B.A.-Arbeit gute Dienste geleistet. Aber was das wohl Tückischste an einem Rechner ist, ist das Zubehör ... wie z.B. der Drucker. Ich weiß nicht, ob ihr das schon einmal erlebt habt, aber so ein Drucker ist kein Freund von Terminen. Fast immer ist gerade dann die Tintenpatrone leer, wenn man am nächsten Tag ein Thesenpapier oder sogar eine Hausarbeit abgeben will. Kann es sein, dass der Drucker so eine Art moralisches Gewissen hat, was mir sagen soll: „Alex, Du darfst nicht immer alles bis zuletzt aufschieben, fang’ demnächst früher an, Deine Hausarbeit zu schreiben, so dass Du nicht immer in letzter Minute meine Hilfe brauchst!“ Oder bin ich die Einzige, der so etwas passiert? Manchmal geht es eben nicht anders, dann schiebt man seine Arbeiten so weit nach hinten, wie es eben geht, es nimmt keiner Rücksicht darauf, dass man innerhalb von einigen Tagen mehrere Hausarbeiten abgeben muss. Was rede ich da, ohne meinen Computer hätte ich so vieles nicht geschafft, und vielleicht ist es tatsächlich jedes Mal ein freundschaftlicher Hinweis darauf, dass ich eben eher anfangen sollte, damit ich noch mehr Zeit habe, meine oftmals verkorksten, zu langen und ständig durch Kommata getrennten Sätze nochmals zu überarbeiten oder gar zu ändern.